

BERICHTE UND BESPRECHUNGEN

URSULA PRUTSCH und KLAUS ZEYRINGER (Hrsgg.), LEOPOLD VON ANDRIAN (1875–1951). Korrespondenzen, Notizen, Essays, Berichte (= Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs; Band 97), Wien, Köln, Weimar (Böhlau) 2003, 910 S., 17 Abb., 5 Faks.

Von Selbstverachtung und Selbstgefälligkeit abwechselnd geplagt, war Leopold von Andrian zeitlebens bemüht, die widerspruchsvollen Ereignisse seiner Existenz einer Ordnung zu unterziehen, von der er immerfort schwärmte – bereits als Achtzehnjähriger, als er sich Notizen zu einem „Roman der Weltordnung“, oder auch „Roman vom Weg der Seele“ machte. Nach dem Ersten Weltkrieg fasste er ein womöglich noch gewagteres Projekt ins Auge und begann an „eine[r] *sachliche[n]*, *concrete[n]* Psychologie über die ganzen psycho-physischen Vermögen eines mir gut bekannten Menschen“ (555) zu schreiben: Die Hefte häuften sich, und ein „enormes“, „nicht lesbar[es]“ „Compendium“ (556) entstand, das trotz des verschlüsselten Titels Andrians eigenes Ich zum Gegenstand hat: *De anima Cypriani Morandini*.

Nun liegt ein Werk vor, das seiner wissenschaftlichen Seriosität wegen keineswegs in einem Atemzug zu nennen ist mit diesen „esoterisch anmutenden“ (491) und gescheiterten Projekten – so die Herausgeber –, das aber qua „fortwährender Dialog mit mir selbst“ (556) einige Berührungspunkte mit ihnen aufweist. Denn eines muss gesagt werden: Das Buch des Paares Prutsch-Zeyringer, ihr Versuch, in rund Tausend „Seiten Leben und Wirken des Mannes einzufangen, zeugt von Mut. Und wie könnte man einem derartigen Vorsatz anders als durch ein geradliniges, ja intuitives Editionskonzept gerecht werden? Denn hier haben die Herausgeber die knifflige Aufgabe, ein doppeltes, für Literaturgeschichte und Historiographie gleichermaßen relevantes Porträt des Dichters und Diplomaten Leopold von Andrian zu geben, durch das altbewährte Editionsprinzip der Auslese aus den Nachlasspapieren gelöst. Dabei wurden die gesichteten, bewerteten und fallweise sogar neu geordneten Bestände aus dem Deutschen Literaturarchiv zum ersten Mal um Archivalien bereichert, die nicht nur aus europäischen und außereuropäischen Einrichtungen, sondern auch aus Privatbesitz stammen. Die transkribierten, in chronologischer Folge geordneten Manuskripte und Typoskripte begleitet ein auf das Notwendigste beschränkter Sachkommentar, der so viel wie möglich dem Interesse der LeserInnen überlässt. Ferner gliedert sich das Buch – neben Vorwort, Bibliographie und Register – in sechs klar erkennbaren Zeiträumen entsprechende Teile. Jedem dieser Teile geht eine Einleitung voran, in der nicht nur eine zusammenfassende Darstellung des abgedruckten Materials geliefert wird, sondern vor allem spezifische Inhalte hervorgehoben und kritische Akzente gesetzt werden. Darüber hinaus wird an dieser Stelle auf die Sekundärliteratur verwiesen und teilweise über nicht Abgedrucktes berichtet.

Diese Rezension ist in zwei Phasen unterteilt: Zunächst werden Abschnitt um Abschnitt einige, sich anhand der nun vorliegenden Dokumente als markant herausstellende Eigenschaften

der Persönlichkeit Andrians aufgezeigt, im Anschluss daran folgen kritische Anmerkungen zu verbesserungsfähigen Aspekten der Publikation.

Die Textwahl beginnt mit den Schriften aus der Jugendzeit (1888–1900). Hier wird bereits Vorliegendes¹⁾ gesammelt, jedoch nur partiell vervollständigt. Trotzdem erhält der Leser tieferen Einblick in das Privatleben dieses hoch begabten, aber sich selbst überfordernden jungen Mannes. Außerdem kann man Andrians Lektüren verfolgen, oder aber ihn dabei ertappen, wie er mit Hugo von Hofmannsthal literarisch wetteifert. Unübersehbar ist im Übrigen, dass sich die literarische Sozialisation Andrians und seiner Freunde in einem relativ engen Konkurrenzfeld abspielte, in das hinein homosexuelle Komponenten wirkten, mit denen er selber nie zurecht kam. Ja, dass in seiner „Angst vorm adversarius“ (43) das unaufhaltsame Versiegen seiner literarischen Inspiration wurzelte, ist mehr als eine Vermutung. Neben diesen der Forschung bereits bekannten Aspekten entdeckt man vor allen Dingen, dass Andrians großspuriges Gehabe und sein Standesbewusstsein nicht nur die Insignien des Dandys waren, sondern dass sie hinter dem verzerrenden Mittel der Selbstinszenierung ein tief empfundenes Verlangen nach Geschichte und Tradition verbargen, das im Mannesalter zur unbedingten Habsburg-Loyalität wurde. Mithin erkennt man im Übergang vom ersten zu den weiteren Abschnitten, die Andrians Leben als Diplomat dokumentieren, weniger einen unerklärlichen Bruch mit dem früheren Literaten-Leben als den roten Faden eines leidenschaftlichen Patriotismus.

Die Texte aus dem zweiten Abschnitt zeigen Andrian folglich keineswegs als fanatischen Verfechter der Österreichischen Sache, sondern als politischen Kopf mit einem scharfen Sinn für all das, was für Österreich-Ungarn überlebenswichtig war. Begegnet man seinem Österreich-Stolz bereits in den Notizen zu Gesprächen (bzw. in den Briefen) mit dem Flügeladjutant Franz Ferdinands, Alexander von Brosch – die das politische und kulturelle Klima im Belvedere anschaulich wiedergeben –, so entfaltet sich Andrians realpolitische (und patriotische) Hellsicht zum ersten Male in den Memoranda an Aehrenthal und Berchtold. In diesen Ministerialakten – die mitunter allein schon wegen des mit lateinischen und französischen Jargonausdrücken gespickten, gestelzten, doch effektvollen Diplomatendeutsch lesenswert sind – gelingt es ihm zum Beispiel in der Frage des polnisch-ruthenischen Nationalitätenkonflikts, insbesondere vor dem Hintergrund der russischen Einmischung, die Zusammenhänge zwischen der in dieser Provinz betriebenen Politik und der großen internationalen Bündnispolitik einleuchtend aufzuzeigen.

Der dritte Teil dieser Sammlung, der sich mit der Zeit des Ersten Weltkriegs befasst, führt ein weiteres Merkmal der diplomatischen Tätigkeit Andrians vor Augen. Die Dokumente aus der Warschauer Zeit zeigen, wie er sich dem politischen Zielprojekt des deutschen Bündnispartners, Österreich nach dem Mitteleuropa-Konzept zum „Makler zwischen Deutschland und dem Osten“²⁾ zu degradieren, aufs Heftigste entgegenstellte. Anhand der Berichte und Privatbriefe gewinnt man Einsicht in einen „Kampf [...] um die Sympathien des Polenthums“ (353), der in Wirklichkeit zurückging auf die Auseinandersetzung zweier unterschiedlicher, sich damals gerade aufgrund der konkurrierenden Hegemonialansprüche abzeichnender Varianten deutscher Kultur und Geschichte, der österreichischen und der preußischen – wobei betont werden muss, dass Andrian Kultur in ganz konkretem Sinne als „Propaganda der That [sic]“ (348) verstanden wissen wollte. Die Ironie des Schicksals brachte es hingegen mit sich, dass gerade da, wo Österreich, wie er

¹⁾ Vgl. HUGO VON HOFMANNSTHAL/LEOPOLD ANDRIAN, Briefwechsel, hrsg. von WALTER PERL, Frankfurt/M. 1968; – URSULA RENNER (Hrsg.), Leopold von Andrian über Hugo von Hofmannsthal. Auszüge aus seinen Tagebüchern, in: Hofmannsthal-Blätter 35/36 (1987), S. 3–49; – FERRUCCIO DELLE CAVE (Hrsg.), Correspondenzen. Briefe an Leopold von Andrian 1894–1950 (= Marbacher Schriften 29), Marbach am Neckar 1989.

²⁾ LEOPOLD VON ANDRIAN, Österreich im Prisma der Idee. Katechismus der Führenden, Graz 1937, S. 15.

meinte, mit seinen Traditionen am ehesten einen Sieg hätte davontragen sollen, die Deutschen – trotz oder gerade wegen ihrer überheblichen Unkenntnis Polens – durch treffsichere Manöver punkteten. Das rigorose Nebeneinanderstellen von Politik und kultureller Überlieferung zum Zweck der Re-Aktualisierung veralteter politischer Werte charakterisiert darüber hinaus auch den von Andrian nachdrücklich gewollten Vortrag Hofmannsthals ›Österreich im Spiegel seiner Dichtung‹ vom Juli 1916, sowie die während der Generalintendanz im Jahr 1918 mit konzipierten Salzburger Festspiele.

Eines machen die von Prutsch-Zeyringer vorgelegten Materialien besonders deutlich: Andrians Österreichertum geht primär aus der Angst vor dem Abbruch des Traditionsflusses hervor, aus einer Befindlichkeit also, die bereits 1894 – als Andrian seine Freunde und sich als „das letzte Ausklingen der sterbenden österreichischen Cultur [sic]“ (41) bezeichnete – als Krise der nationalen kulturellen Identität spürbar wurde. Aber das Endzeitgefühl, das in der Jugend nichts als hochnäsige Pose gewesen sein könnte, gewinnt mit den Ereignissen vom Herbst 1918 an Wirklichkeit. Die Tagebuchaufzeichnungen aus der Zeit (465–484) nehmen sich als ein verzagtes, doch luzides Protokoll des Endes aus. In den Tagebuchseiten hingegen, die über die Unterredung mit dem abgesetzten Kaiser vom Juni 1919 berichten (508–513) – sie fallen bereits unter den vierten, die Zwischenkriegszeit umfassenden Abschnitt –, ist der unüberhörbare Protest des überrumpelten Aristokraten gegen „die furchtbaren Fehler der blutigen Dilettanten“ (472) bereits in energischem Engagement für die Sache des Hauses Österreich aufgegangen. Aus der Menge der Dokumente aus der Zwischenkriegszeit hebt sich ferner auch der programmatisch-ideologische Aufsatz von 1920 mit dem Titel ›Politische Adventsgedanken über das alte und neue Europa‹ (519–533) ab, wo neben der Analyse der Kriegsursachen eine vernichtende Kritik an den Pariser Verträgen und an den Fehlern der dilettantischen Diplomaten im Vordergrund steht. Unmittelbar daran knüpft die Auseinandersetzung mit „der an Vorzügen auch nicht armen demokratischen Staatsform“ (520) an, die ihm jedoch nicht in der Lage zu sein schien, jenen Bedrohungen Einhalt zu gebieten, welche von den „dumpfsten Volksschichten“ (526) ausgehen. Merkwürdig genug: Vor dem Ersten Weltkrieg hielt Andrian Österreich-Ungarn für durch den zaristischen und den preußischen Imperialismus ernstlich bedrängt. Nun machte ihn gerade die Angst vor jenen wiederum aus Deutschland und Russland stammenden Massenbewegungen zum Befürworter des Austrofaschismus. Denn dass er meinte, „die gegenwärtige wirklich gut oesterreichische [sic] und in jeder Beziehung verdienstvolle Regierung“ (588) Dollfuß' hätte das katholische und habsburgische Erbe am ehesten bewahren können, motiviert sowohl seine Unterstützung als auch die Enttäuschung, die sich bei der Feststellung breit machte, dass das Regime unaufhaltsam dem Nationalsozialismus verfiel. Andrian beklagt beispielsweise – von jeher der propagandistischen Valenz von Kultur gewahr – nicht nur die „Degradierung Österreichs zur deutschen Filmprovinz“ (600), sondern vor allem, dass der Austrofaschismus in Sachen Machtrepräsentation mit dem Nationalsozialismus leichtherzig kokettiere. Insbesondere bezichtigte er die Schuschnigg-Regierung der „Nachahmung beinahe aller politischer Formen, die sich das Dritte Reich gebildet hat“ (606), so dass man beinahe meinen könnte, „man brauche, nur das Kruckenkreuz an seinen Enden abzubiegen, dann sei der Anschluss schon factisch vollzogen“ (607): Die Fähigkeit, die Andrian hier und andernorts zeigt, gewisse unaufhaltbare Entwicklungen vorauszusehen, geht nicht auf „Divinationsgabe“ (406) zurück, sondern beruht auf der Überzeugung, es gebe historische Notwendigkeiten, die die Entscheidungen der Regierungen jenseits jeder Ideologie beeinflussen. Er nannte sie „geschichtlich-geographische Dogm[en]“ (679), und erkannte – selbstredend – als das wichtigste unter ihnen, dass „Österreich das Herzstück Europas sei“ (ebenda).

Aus dem Abschnitt, der den Zweiten Weltkonflikt behandelt, stammt eine Reihe von Artikeln, die Andrian während des schweizerischen Exils zur Verbreitung der Positionen der legitimistischen Resistenz verfasste, aber nicht veröffentlichen konnte. Sie sind bei Prutsch-Zeyringer zum ersten Mal wiedergegeben. In diesem vorletzten Abschnitt wird zudem neben einer akkuraten

biographischen Rekonstruktion der Exilzeit eine noch nie versuchte Darstellung der Kontakte zwischen den österreichischen Opponenten im Exil aus dem konservativen und monarchistischen Lager gegeben, innerhalb dessen Andrian – der seit 1940 in Brasilien weilte – eine Spitzenrolle zufiel, obschon er aus Sicherheitsgründen stets bemüht war, nie offiziell unter seinem Namen aufzutreten.

Im letzten Teil werden schließlich autobiographische Auszüge von besonderem Interesse abgedruckt, die einem weiteren groß angelegten und gescheiterten Projekt Andrians entnommen sind. Es handelt sich um den Roman ›Gabriels Lauf zum Ideal‹, in dem der Autor hinter der Maske des Gabriel Melfavent seinen eigenen Lebensgang reflektierte. Leider mussten sich hier die Herausgeber – vielleicht weil sie die 800-Seiten-Schwelle bereits überschritten hatten – auf ganz wenige Passagen beschränken und selbst historisch relevante Teile opfern. Fraglich ist lediglich, warum der Verzicht auf die Wiedergabe weiterer Textstellen durch eine angeblich vom Autor stammende Ablehnung des Manuskriptes begründet wird. Zwar leuchtet völlig ein, dass für diesen Roman kein Platz mehr im Buch war, doch muss hier die Frage aufgeworfen werden, aus welchem philologischen Standpunkt heraus ›Gabriels Lauf zum Ideal‹ für „berechtigterweise unpublizierbar“ befunden wird (753). Mehr noch, ein derartiges Statement lässt Bedenken aufkommen hinsichtlich des Verständnisses, das die Herausgeber vom Charakter Andrians haben. Denn: Begründet etwa das Gewirr des unfertigen Manuskripts oder seine schwülstige Länge dieses abwertende Urteil? Ist es nicht vielmehr so, dass gerade diese Komplexität, die unbezwingbaren Wucherungen des Geschriebenen, das die Komplikationen des Ich zu Papier bringen will und dabei versagt, die Wahrzeichen dieses Autors sind und das notwendige Pendant zu seinem hartnäckigen Ordnungswillen darstellen?

All dies führt uns zu dem heiklen Problem der Auslassungen. Natürlich ist den Herausgebern zuzugestehen, dass sie an ihrem Auswahlkriterium festhalten wollten, weil sich tatsächlich nur so eine Nachlassedition gestalten lässt, die von zwei Personen im Zeitraum eines Forschungsprojekts bewältigt werden kann. Dennoch – was diesem Buch fehlt, ist ein Verfahren, das dem Bedürfnis der LeserInnen, über abgedruckte oder ausgelassene Dokumente systematisch informiert zu werden, Rechnung trüge. Dem hätte vermutlich durch eine Auflistung des veröffentlichten Materials (vielleicht nach Briefen, Tagebuchstellen, Berichten usw. getrennt, mit Angabe der ermittelten, aber nicht aufgenommenen Dokumente) abgeholfen werden können – was zweifellos großen Arbeitsaufwand, aber auch Mehrwert in Punkto Lesefreundlichkeit und leichtere Handhabbarkeit bedeutet hätte. Dadurch wären vielleicht auch jene Schwierigkeiten vermieden worden, die aus teilweise unklaren Querverweisen in den Einleitungen und den Fußnoten (vgl. S. 235, 429, 577, 677) erwachsen. Wohlgedenkt: Dieser Einwand ist nicht so sehr formeller als vor allem inhaltlicher Natur, denn einige enttäuschte Lesererwartungen sind auf nicht erklärte bzw. unerklärliche Auslassungen zurückzuführen. Denn so reich dokumentiert die Zeitspanne zwischen 1919 und 1938 auch ist, so vermögen interessierte WissenschaftlerInnen beispielsweise kaum, neue Erkenntnisse über Andrians Lektüren aus dieser Zeit zu gewinnen, und ebenso wenig werden sie mit Dokumenten konfrontiert, die als Zeugnis zu der Entstehung der ›Ständeordnung des All‹ oder von ›Österreich im Prisma der Idee‹ bewertet werden könnten. Schwer nachvollziehbar ist hierbei, ob es an der Auswahl liegt oder ob die Bestände selbst wenig Aufschluss darüber geben. Noch auffälliger ist der Mangel an Notizen, Briefen oder schriftlichen Äußerungen jeder Art, die die Bekehrung Andrians zum Katholizismus und seine Entwicklung als katholischer Denker begleiten.

Eine weitere Anmerkung sei gemacht zu der 50 Jahre lang andauernden Freundschaft Andrians mit Robert Michel, den er 1895 in Wien kennen lernte. Aus ihr resultierte ein umfangreicher Briefwechsel, welchen die Herausgeber kaum würdigen. Zwar mag der Schriftsteller Michel auf künstlerischer und intellektueller Ebene mit anderen Briefpartnern Andrians nicht konkurrieren. Auch ist es wahr, dass seine Briefe meist nur Alltägliches enthalten. Trotzdem hätten mindestens

zwei Schwerpunkte beleuchtet werden können: Da sich Andrian während des langen Diplomatendienstes kaum mit Literatur befasste, zählen die Briefe an Michel, die Besprechungen, Lobesworte und Verrisse seiner neuen Werke enthalten, zu den wenigen Zeugnissen nicht nur des literarischen Interesses Andrians, sondern im Allgemeinen seines nie aufgegebenen Künstler-Bewusstseins. Zweitens bliebe zu prüfen, ob der Briefwechsel aus der Exilzeit Andrians interessante Erkenntnisse bringen könnte, vor allem vor dem Hintergrund der vielfachen Kontakte Michels mit Schriftstellern wie Max Mell, Rudolf Henz, Franz Nabl usw.

Abgesehen von diesen Bemerkungen zu einzelnen editorischen Aspekten, die angesichts der Fülle an höchst interessanten Dokumenten allerdings nur marginal sein können: Tatsache bleibt, dass es den Herausgebern gelungen ist, Andrian mit ihrer Edition überzeugend als eine der hervorragendsten Persönlichkeiten, die das Parkett der österreichischen Kultur und Geschichte des frühen 20. Jahrhunderts betreten haben, darzustellen und dies durch eine reiche Auswahl wissenschaftlich zu fundieren.

Riccardo Concetti (Perugia)